



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus Algier. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus Algier.

II.

Ein buntes Gemisch Arabischer und Europäischer Sitten herrscht in der Stadt Algier. Man glaubt oft sich in Marseille, oder einer andern südlichen Hafenstadt zu befinden, so Europäisch sind die äußern Umgebungen, zwischen denen man umhergeht, die Menschen, mit denen man verkehrt. Kaum einige Schritte davon ist man plötzlich wieder in einer echt Arabischen Welt. Ich kann nicht läugnen, daß gerade dieser bunte Wechsel manchen Reiz für mich hatte. Schon das Gasthaus, in dem ich wohnte, zeigte diesen Verein von Europa und Afrika. Das Haus war früher die Wohnung eines höhern Officiers des Dey's gewesen, und daher ganz nach Orientalischer Weise erbaut. Durch eine enge, steile, krumme, schmutzige Straße, wie man solche, mit wenigen Ausnahmen, fast durchgängig in Algier findet, gelangte man an eine hohe, kahle, weißgestrichelte Mauer. Ein großes festgeschlossenes Thor, über dem das Schild des Gasthauses in Französischer Sprache hing, war die einzige Oeffnung, welche die ganze Länge dieser Mauer unterbrach. Ein Schellenzug nach Europäischer Art öffnet den mächtigen Thorflügel, und ein alter Türke mit schneeweißem Bart empfing mich mit würdevoller Verbeugung. Es war der Portier des Hauses, der Tag und Nacht in einer kleinen dunklen Zelle neben dem Thorweg sich aufhielt. In gebrochenem Französisch frug er, ob ich eine Wohnung wünsche, und geleitete mich dann durch den engen Thorweg in einen geräumigen Hof. Hohe Arcaden von vierlichen Säulen unterbrochen umgaben die vier Seiten desselben; ein bunter Marmorboden, mit weißen und rothen Marmorfliesen in hübschen Mustern belegt, diente als Pflaster; ein schäumender Springbrunnen spritzte in der Mitte des geräumigen Hofes seine kühlenden Wasser in die Luft, üppige Orangenbäume, mit goldenen Früchten bedeckt, standen süßduftend in weißen Kübeln um diesen Brunnen. Unter den Arcaden waren größere und kleinere Tische, elegant nach Französischer Art gedeckt, zum Speisen der Gäste aufgestellt. Ein Glockenzug des

alten Portiers ließ schnell den Wirth und 3—4 Kellner herbeieilen. Lauter Franzosen, meistens aus dem Elsaß, der Heimath unzähliger Kellner, war ihr Empfang ganz wie in jedem Europäischen Gasthof. Der Oberkellner, in elegantem Frack, mit modisch gebranntem Haar, führte mich eine kleine, schmale Treppe, die außerhalb in einer Ecke des Hofes angebracht war, auf eine lange, breite Galerie über den Arcaden, und öffnete mir die Thür des für mich bestimmten Zimmers, welche auf diese Galerie ging. Das Zimmer selbst war hoch, mit einfach gegypften Wänden, und so schmal, daß es bei einer ziemlichen Länge nur ein Fenster hatte. Als der Vorhang von einer schöngeflochlenen Strohmatte, der zum Schutz gegen die Sonne davor hing, hinweggezogen war, zeigte sich meinem Auge eine entzückende Aussicht. Tief unter mir lag der dunkelblaue Spiegel des Meeres, in dem die funkelnden Strahlen der Morgensonne goldene Arabesken erzittern ließen. Die Schiffe des Hafens erschienen in der klaren, durchsichtigen Luft so hell und scharf, daß man jedes Tauwerk erkennen konnte. Von dem riesigen Dampfer, der mich so eben von Frankreich herbeigeführt hatte, brachte ein buntes Gewimmel kleiner Boote, die mit fast nackten braunen Arabern bemannt waren, die Kisten, Fässer und Ballen, die in dem tiefen Bauche desselben verborgen gewesen waren, dem Hafendam zu. Amphitheatralisch vom Meere an aufsteigend erheben sich die flachen Dächer der Häuser Algiers bis zu meinem Fenster. Wol 24—25 solche große Stufen, von denen jede an 15—20 Fuß höher lag wie die andere, zählte ich bis zu mir. Die schmalen Zwischenräume der Straßen, die durchgängig eng sind, durchschnitten die weiße Häusermasse mit scharfgezogenen dunkeln Linien. Vielsache blühende Bäume standen auf diesen flachen Dächern, das grelle Weiß derselben auf wohlgefällige Weise unterbrechend. Bilder des häuslichen Lebens buntester Art konnte man fortwährend mit Hilfe des Glases auf diesen Plattformen erschauen. Ein alter, langbärtiger Türke in weitem, wallendem Kaftan saß auf dem Dache unter mir, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einem bunten Polster, in bequemer Nachlässigkeit den Dampf aus einer 8—9 Fuß langen Pfeife blasend, während ein in Scharlach und Gold reichgekleideter Mohrenknabe ihm die Kaffeetasse auf einem kleinen niedern Tisch handrecht zurechtsetzte. Nicht weit davon wandelten gemessenen Schrittes einige in lange Schleier gehüllte Maurische Frauen auf dem Dache umher, die Kühle des Morgens zu genießen. Auf einem andern Dache verrichtete eine Maurische Kinderfrau die Operation des Waschens an einem kleinen, nackten, zappelnden Buben, der sträubte und wand sich unter den Händen seiner unerbittlichen Peinigerin, wie ein Kal unter dem Küchenmesser. Noch anderswo arbeiteten Handwerker auf ihren Dächern, hingen Wäscherinnen Wäsche auf, klopften Negerelaven Teppiche und Polster aus. Ein Jude wog Gold und Silber mit ängstlicher Sorgfalt auf seinem Dache, ein Schullehrer hatte einen ganzen Kreis mit untergeschlagenen Füßen um ihn her hockender Buben

um sich versammelt, denen er die edle Kunst des Lesens beizubringen schien. Nach der langen Berte zu urtheilen, die er gravitatisch in der Hand hielt, häufig aber bald dem einen, bald dem andern der Buben auf die vorgehaltenen Fäuste schlug, scheint auch im Orient die Buchstabirerei mit gleicher Anstrengung für Lehrer und Schüler wie bei uns verknüpft zu sein. Nicht weit von diesem Dache stand eine junge Europäerin noch im weißen Morgennegligé, die blonden, langen Flechten aufgelöst weit über den Nacken darniederhängend. Ihre Hand schwang eifrig ein weißes Taschentuch zum Gruß. Wohl ein Abschiedsgruß für einen Officier auf der schlanken Fregatte, die so eben, die Tricolore-Flagge aufgezogen, unter den Abschiedsschüssen der Strandbatterie den Hafen verließ. Mit seinem Fernrohr konnte der Scheidende sehr gut dieses flatternde Tuch erkennen.

Meine Stube war ganz Europäisch möblirt, und nur die zierlich geflochtenen Binsenmatten, die den ganzen Fußboden bedeckten, wie auch das Muskitonez, das die breite Bettstelle völlig umgab, zeigten, daß ich in einem südlichen Lande mich befand. Als ich, nach einigen Stunden Ruhe, mich zur Mittagszeit in den Hof des Gasthauses begab, war die Gesellschaft eine völlig Europäisch-Französische. Officiere aller Grade und Waffengattungen durchmusternten die Speisekarte, Handlungsreisende stritten sich mit daheim gewohnter lauter Rücksichtslosigkeit gegen die übrigen Gäste über die Güte der Baumwolle, oder die Preise des Kaffees; einige lustige Trinker hatten mehrere in Eis gestellte Champagnerflaschen vor sich, geschäftige Kellner rannten von Tischen zu Tischen. „Garçon, nous manquons aussi d'assiettes“, rief es von einer Gruppe, „Garçon, encore une bouteille de vin“ von der andern, während die Geschäftigen unaufhörlich mit ihrem schon zur mechanischen Gewohnheit gewordenen „tout de suite, toute de suite, messieurs.“ antworteten. Hinter dem eleganten Buffet stand eine hübsche „dame du comptoir“ mit schwachtenden langen Hängelocken, die „carte payante“ den Gästen ausfertigend, kurz, es war ganz wie in jeder großen Restauration in Marseille oder Toulon. Die Küche war gut, besonders für Südfranzösischen Geschmack, der schon an den Gebrauch des Oels statt der Butter beim Kochen gewöhnt ist, und auch der Wein gut und wohlfeil.

Ein Spaziergang nach Tische in Begleitung eines mir schon von früher bekannten Officiers brachte mich sogleich in Gegenden der Stadt, die noch von dem neueingedrungenen Franzosenthum sehr wenig berührt schienen. Araber mit braunen scharf markirten Gesichtern und langen dunklen Bärten, deren einzige Bekleidung ein alter zerlumpter Burnus, dessen ursprünglich weiße Farbe vor Schmutz kaum mehr zu erkennen war, bestand, liefen barfuß im geschäftigen Nichtsthun umher. Sehr starke muskulöse Arabische Lastträger, von denen fast Jeder ein treffliches Modell zur Statue eines Hercules abgegeben hätte, trugen auf dem Kopfe große schwere Lasten, unter deren Gewicht sie in eine Art von Hundetrab die steilen Gassen heraufsteilten. Ein langer Zug Kameele, von Beduinen geleitet,

nahm mit seiner Ladung die Breite der engen Gassen so ein, daß man nur mit Mühe bei ihnen vorbeikommen konnte. Häßliche widerliche Geschöpfe, diese nützlichen Thiere! und besonders ihr Geschrei ist so unharmonischer Art, daß selbst das des Esels dagegen wohlklingend erscheint. In Algerien bestreicht man die Kameele zum Schutz gegen das Ungeziefer mit einer Mischung von Theer und Braunroth an den besonders ausgefetzten Stellen, welche Bemalung gerade nicht dazu beiträgt, ihr Ansehen zu verschönern. Den hohen Kameelen mit ihren langen Hälsen folgte ein kleines mageres Gelein, so mit grünen Gewächsen bepackt, daß es fast einem wandernden Gebüsch gleich. Trotz dieser Last saß der Besitzer desselben, ein alter Maure, noch auf einem breiten Packfattel zwischen den umgehängenen Körben, bedächtig dabei den Dampf aus einer langen Pfeife, deren Rohr er über des geduldigen Thieres Kopf hinweghielt, einziehend und wieder fortblasend. Ein vornehmer Türke, der einen Spazierritt machen wollte, folgte bald darauf. Die Mähnen und Schweifhaare seines milchweißen Hengstes waren rosenroth angemalt, was gar nicht so übel aussteht. Ein prächtiges Zaumzeug von breiten purpurrothen Sammetstreifen, reich mit Gold gestickt, umschloß den feinen Kopf des Thieres, das vor Ungeduld über den langsamen Schritt, zu dem es wegen des Gedränges in den engen Gassen gezwungen war, sein goldenes Gebiß mit Schaum bedeckte. In bunter, malerischer, noch echt Türkischer Kleidung saß der Besitzer in dem hohen Arabischen Sattel, der mit seiner Rücken- und Vorderlehne fast einem Lehnstuhle gleicht. Seine Füße, mit rothen Saffianschuhen bekleidet, ruhten in den breiten schaufelähnlichen Steigbügeln, die zugleich als Sporen dienen; rothe weite Pantalons überdeckten die Beine, ein himmelblauer Kastan mit kostbarem Pelz besetzt, von einem schönen Shawl in der Mitte als Gürtel zusammengehalten, diente als Übergewand. Ein Reiterbusch wehte auf dem weiß und rothen Turban, der tief auf die Stirn des von einem langen, weißen, bis auf die Brust herniederwallenden Bart umflossenen Gesichts gedrückt war. Zwei reich in Scharlach und Gold gekleidete Negerclaven folgten auf kleinen feurigen Hengsten zur Bedienung. Lange nicht so malerisch sahen die Maurischen Frauen höherer Stände aus, die so eben nach einem Bade zu gehen schienen. Ganz in weite, weiße Gewänder, in denen nur für die dunklen blitzenden Augen ein Paar kleine Oeffnungen gelassen sind, gehüllt, gleichen sie fast wandelnden Mumien. Mehrere schwarze Eunuchen und andere Claven begleiteten dieselben, mit strenger Macht die Annäherung aller Unberufenen verhindernd. Was die vornehmen Maurischen Damen zu viel an Kleidung trugen, scheinen die zahlreich herumlaufenden Negerinnen dafür wieder zu entbehren, denn nicht viel mehr wie zur Hälfte war ihr wohlgerundeter schwarzer Körper bedeckt. So sah ich z. B. ein junges Negermädchen von 17—18 Jahren mit kohlschwarzer Sammethaut, dunklen, feurig blitzenden Augen, eine Reihe Zähne wie aus Elfenbein in dem von purpurrothen aufgeworfenen Lippen umsäumten Mund, und mit rund und voll geformten Umrissen des übrigen Körpers, welche

mit Datteln hausrten ging, deren einzige Bekleidung ein kurzes weißgestreiftes Matrosenhemd von Baumwollenzeng war, das um den Leib mit einem breiten, rothen Band als Gürtel zusammengehalten ward. Auf dem Kopfe trug sie in dem krausen, schwarzen Haar einen alten rothen „Sey“, den ihr wahrscheinlich einst ein Schah für ihre Kunstbezeugungen geschenkt hatte. Daß diesen Mädchen, deren es unzählige in Algier giebt, die Schamhaftigkeit ein ganz unbekannter Begriff ist, braucht wol nicht erst erwähnt zu werden. Die Listen der Garnisonshospitäler in Algerien liefern nur zu viele Beweise von dem Treiben derselben. An Gesinnungsgenossinnen aus Frankreich und Italien finden diese völlig emancipirten Damen übrigens vielfache Concurrenten. — Algier ist eine sehr belebte Handels- und Garnisonsstadt in einem südlichen Klima, da darf auch der Moralist keinen zu strengen Maßstab anlegen. Einen sehr zahlreichen Theil der Menge, die sich in diesen Gassen umhertrieb, bildeten die Juden, die von jeher in großer Zahl in der Barbarei wohnten. Auf jegliche Weise von den frühern Beherrschern des Landes schon aus religiösem Fanatismus gedrückt, wußten sie sich dennoch durch ihren mercantilschen Unternehmungsgeist und die ihnen angeborne Fähigkeit im Erwerben von Reichthümern vielfache Macht und nicht geringen Einfluß zu verschaffen. Ganz in derselben Stellung, wie bei uns im Mittelalter, wo sie die fast alleinigen Besitzer aller baaren Geldmünzen waren, und der geringste Christ dennoch hoch über dem reichsten Juden stand, waren sie in Algier bis zur Eroberung durch die Franzosen. Auch jetzt noch, wo die Israeliten hier, wie im ganzen Frankreich, der christlichen Bevölkerung völlig gleichgestellt sind, behaupten sie in mercantilscher Hinsicht einen nicht geringen Platz, und die angesehensten Banquiers- und Kasemannshäuser in ganz Algerien befinden sich in ihren Händen, obgleich in den letzten Jahren viele Griechen, Italiener und auch Franzosen ihnen immer mehr und mehr den Rang abgewinnen sollen. Der eigentliche Schacher ist, wie überall in der Welt, allein in ihren Händen. Man kann sich, besonders als Fremder, in Algier kaum vor der Zudringlichkeit dieser unzähligen jüdischen Trödler und Factoren bewegen, die mit unerschöpflicher Beharlichkeit Einem alle nur möglichen Dinge anbieten. Besonders Kuppler machen sich auf die ekelhafteste Weise bemerkbar, wie auch gerade unter den Jüdinnen in Algier, ganz abweichend wie bei uns, die größte Sittenlosigkeit herrschen soll. Auf den Straßen fallen übrigens bisweilen reiche Jüdinnen sowol durch ihre Schönheit, wie durch ihre eigenthümliche Tracht auf. Die kleinen zierlichen Füße, die nackt und ganz ohne Strümpfe sind, werden von gelben Sandalen, deren Bänder reich gestickt sind, umschlossen; Gewänder von Türkischem Schnitt, meistens von gelber oder blauer, schwerer Seide, oft sehr reich mit Gold gestickt, umhüllen den schön gewachsenen Körper; vielfache Reihen gehenkelter Dukaten, oft aber auch Perlen von großem Werth, dienen als Halsband, während eine an 3 Fuß hohe, eigenthümlich aus Draht geflochtene und mit Goldstoffen und goldenen Ketten überzogene Kopfbedeckung, die den alten Preu-

hischen Grenadiermützen gleicht, auf dem Kopfe balancirt. Feurige schwarze Augen blitzen in den gelben Gesichtern, deren Schnitt fein und regelmäßig ist, wenn ihnen auch die Frische fehlt, und Frauen von 30 Jahren oft schon völlig gealtert sind, und dann, besonders in den untern Ständen, vor Schmutz einen ekelerregenden Anblick gewähren. Solche eigenthümlich gepuzte Jüdinnen sieht man jetzt übrigens selten, da die meisten sich immer mehr zu französischen anfangen. Auch unter den jüngern jüdischen Herren sieht man viele elegante Modegecken, die sich durch Nichts von ihren Genossen in Marseille oder Frankfurt unterscheiden: Die ältern Männer haben noch vielfach ihren Kaftan, oft von schwerem Seidenstoff reich mit Pelz besetzt, beibehalten. Die hausirenden Schacherer gleichen in ihrer äußern Erscheinung unsern Polnischen Juden unterster Klasse. Statt der dunklen Kaftane und Mützen der Polen tragen ihre Brüder in Algier Gelb, Roth, Blau, überhaupt recht schreiende grell zusammengestellte Farben.

Um all dies Gedränge so vieler geschäftiger Menschen noch zu vermehren, kommt noch die Sitte vieler einheimischer Handwerker hinzu, ihre Werkstatt im Freien aufzuschlagen. Der Schuster stellt seinen Werkstuhl vor die Thür seines Hauses, der Goldsticker, ein in Algerien sehr verbreitetes Gewerbe, sitzt, auf der Schwelle seiner Thür mit untergeschlagenen Beinen sitzend, auf dem gelben Saffian oder purpurnen Sammet die zierlichsten Arabesken. In den Gegenden des Hafendamms wimmelt es, außer dieser einheimischen buntartigen Bevölkerung, auch noch von Matrosen aller Länder. Der vierschrötige Engländer, wankend von dem vielen Genuß des Grogg, erwidert den Stoß eines Arabischen Lastträgers mit einem kräftigen „Goddam“, der Pommer oder Mecklenburger, der Hanf oder Tannenholz hieher geführt hat, flucht sein „Hohl Dir der Däwel“ ganz wie zu Hause, dem Italiener zu, der ihm mit dem gutgemeinten „maladetto tedesco“ erwidert, der Navarrese oder Cattalone ist mit seinem „carrayo“ nicht faul, während der phlegmatische Holländer sich kaum die Mühe nimmt, die breiten Lippen zu einem langsamen „blexem“ zu öffnen. Es giebt wohl in ganz Europa keine Sprache, von der man nicht hier und da an dem Hafendamm von Algerien einige Worte vernimmt, obgleich sonst die Franzosen, Spanier und Italiener unter den fremden Matrosen die größte Mehrzahl bilden.

In den Straßen, die nahe an den Casernen liegen, sieht man weniger Eingeborene, als besonders viele Französische Soldaten aller Waffengattungen und Grade. Infanteristen der Linie und leichten Regimenter, Soldaten der „Chasseurs à pieds“-Bataillone, Reiter der „Chasseurs d'Afrique“-Regimenter in ihren lichtblauen Kitewken, Spahis mit ihren weiten weißen Burnussen, Zuaven mit ihren gelben hohen Lederstrümpfen, treiben sich hier im bunten Gemisch durch einander; Trommelschlag und Hörnerklang hört man hier oft; der taktmäßige Schritt marschirender Truppenmassen schallt aus der Ferne; das Pflaster dröhnt unter dem Hufschlag der Rosse eilig daher sprengender Adjutanten. In seinen

schwarzen oder weißen Burnus geküßt schaut der düstere Kabyle, der von seinen Bergen herabgestiegen ist, die fremden Krieger an, die ihm seine Freiheit entreißen wollen, unter deren mörderischen Kugeln schon so Mancher seiner Stammesgenossen gefallen ist. Vor innerer Wuth ballt er oft die nervichte braune Faust gegen achtlos an ihn anstreifende Französische Soldaten, und murmelt ein ingrimmiges „*allein allek*“ (Gott verdamme Dich) denselben nach. Doch der lustige Franzose, das „*Käppis*“ etwas schief auf dem einen Ohr, hört nicht auf diese Verwünschung seines Todseindes, und sein „*L'enfant chéri des dames je suis en tous pays*“ fortträllernd, legt er schäfernd seinen Arm um die Taille einer kokett gekleideten niedlichen *vivandière*. „*Je vous aime de tout mon coeur, ma petite*“, schmeichelt er der sich loswindenden Schönen zu, die aber diese feurigen Worte nur mit einem lachenden „*c'est bon pour rire*“ beantwortet. Dergleichen *vivandières* sieht man viel, da jede Compagnie eine besitzt, und stets ist ihr Anzug dem gleich, wie man sie auf unsern Theatern bei der Regimentstöchter findet; oft sind es noch junge, hübsche Mädchen, denen der uniformartige Anzug sehr gut steht, häufig aber auch ältere Frauen, die dann gewöhnlich mit einem Unterofficier verheirathet sind. Den Soldaten sind diese Marketenderinnen, die ihnen alle ihre kleinen Bedürfnisse besorgen, von großer Wichtigkeit, und manche Compagnie würde lieber ihren Capitaine, als ihre *vivandière* verlieren. — Gleich am ersten Nachmittage meiner Ankunft in Algier besuchte ich noch in Begleitung Französischer Officiere die große „*Cassuba*“, das ehemalige Residenzschloß des Dey, welche auf der Spitze des Berges, an den Algier gelehnt ist, die ganze Stadt beherrscht. Eine entzückende Aussicht hat man von einer der niedern Terrassen dieser Cassuba. Ueber die Stufen der Dächer sämmtlicher Straßen, die bis zum Meere sich senken, schweift der Blick weit über den blauen Spiegel desselben hinweg. Gleich stumpfen Säulen ragen aus oder vielmehr über dieser Masse flacher Dächer die hohen Minarets zahlreicher Moscheen hervor, die ebenfalls nur mit Plattformen versehen sind. Die Cassuba selbst, deren großer Umfang von einer hohen Mauer umschlossen wird, ist ein buntes Gemisch der verschiedensten Paläste, Kioske, Kuppeln, Terrassen und Höfe, alle ohne festen Plan so angelegt, wie es das Bedürfniß der verschiedenen Dey's mit sich brachte. So viel man aus einzelnen Ueberresten erkennen kann, muß früher das Ganze mit der höchsten Pracht eingerichtet, und Marmor und Vergoldungen im Ueberfluß darin angebracht sein. Jetzt freilich steht Alles sehr zerstört und verfallen aus, da die Cassuba seit dem Besitz der Franzosen als Caserne gebraucht wird. In den Gemächern des Harems, wo sonst hunderte reizender Odaliskn in glühender Sehnsucht harrten, daß ihnen der Gebieter das Schnupftuch zuwärfe, haufen jetzt die Schuster des Regiments; auf den Terrassen, die sonst zum Schauplatz manches verliebten Abenteuers dienten, exerciren rothhosiße Recruten.

In militairischer Hinsicht ist freilich die Cassuba, die ganz Algier beherrscht, sehr zu einem Waffenplatz geeignet.

Den Heimweg von der Cassuba traten wir außerhalb der Stadt an. Hier sah ich zuerst den Reichthum der Vegetation, der bei sorgfältigem Anbau das Land zu einem der fruchtbarsten Theile der Erde machen könnte. Aloe- und Aloestauden von solcher Höhe, daß ich an ihre Blütenstengel mit der ausgestreckten Hand nicht reichen konnte, standen am Wege, und wurden theilweise als Hecken benützt; große Gebüsche von Myrthen, Granaten, Citrus und Cactusse waren in allen Gärten, aus denen zahllose Orangenbäume von einer Ueppigkeit des Wuchses, wie ich sie weder in Italien noch Frankreich jemals gesehen habe, in voller Blüthe, mit eben so schönen Mandelbäumen untermischt, hervorsahen, während einzelne hohe Dattelpalmen auf dem schlanken, säulenförmigen Stamm das breite Fächerdach ihrer tiefgrünen Blätter gleich Herrschern der Pflanzenwelt alles Dies weit überragten. Es war der Orient mit seiner ganzen Ueppigkeit, und der Himmel war dabei so blau, die Sonne so golden, die Luft so rein und mit balsamischen Wohlgerüchen geschwängert, die zackigen Berge des kleinen Atlas mit dem hohen, schneebedeckten „Dschordorra“, der höchsten Spitze desselben, zeigten alle ihre Anrisse so scharf, das Meer rollte so majestätisch seine schäumenden Wellen an die Küste zu unsern Füßen, daß wahrlich Nichts mangelte, um den Genuß noch mehr zu erhöhen. Aber der Orient, so zauberisch schön er oft sich zeigt, ist das Land der Contraste. Kaum wieder in Algier selbst eingetreten, befanden wir uns in einer so engen, schmutzigen Straße, wie ich sie in keiner Europäischen Stadt jemals gesehen; todte Katzen und Hunde lagen umher, und verbreiteten pestilenzialische Gerüche; der Schmutz ganzer Generationen schien den Boden zu bedecken; Schaaren zerlumpter Weiber und Männer, die ekelhaftesten Geschwüre zur Schau tragend, um Mitleid zu erregen, fielen uns mit gräßlichem Geschrei bettelnd an, und Gestank und Schmutz aller Art umgab uns.

Um mich von den Anstrengungen der Seefahrt zu stärken, besuchte ich gleich nach diesem Spaziergang ein Maurisches Bad, dessen wohlthätige Wirkung mehrere Französische Officiere mir angerühmt hatten. In einem Säulengange, der ringsum ein ziemlich großes Bassin mit einem Springbrunnen umgab, ward ich von einem Maurischen Bedienten entkleidet, und meine Sachen sorgfältig auf einer Strohmatten zusammengelegt. Nachdem dies geschehen, band er mir ein rothes Tuch gürtelähnlich um den Leib, steckte mir ein Paar Strohphantoffeln mit Korbsohlen an die Füße, und führte mich in einen großen Saal mit marmornem Fußboden, in dem schon 6 — 8 Türken auf untergelegten Strohmatten ausgebreitet dalagen, und sich von eben so nackten Badedienern bearbeiten ließen. Eine glühende Luft von 40 Grad Reaumur erfüllte den Raum, und machte, daß schon nach wenigen Augenblicken der Schweiß mir aus allen Poren herabfloß. Ungefähr 10 Minuten ließ mich der Badediener in diesem Zustande, wobei er mit

mehrmals lauwarmes Wasser, das in einem großen Bassin im Saale floß, mit einem Eimer über den ganzen Körper goß. Jetzt mußte ich mich auf einen Teppich hinlegen, der Bedienter salbte mir den ganzen Körper mit dickem, weißem Schaum ein, der sehr nach bitteren Mandeln roch, und begann nun meine Glieder zu recken, zu kneten, zu drücken, zu reiben, zu schlagen, als wenn er mir eine ganz andere Gestalt verleihen wollte. Bald reckte er meine Gelenke, daß diese laut knackten, dann pampfte er mit seinen Händen auf mir herum, gleichwie der Bäcker den frischen Brodteig verarbeitet. Alle diese Behandlung verursachte mir aber nicht den mindesten Schmerz, im Gegentheil, eine angenehme, fast einschläfernde Empfindung. Bisweilen rieb er mich auch mit Handschuhen, die aus grobem Haartuch gemacht zu sein schienen, oder klappte mich mit einem Wedel, der aus Moesfasern bestand. Wiederholtes Begießen mit warmem und zuletzt mit kaltem Wasser endete endlich diese Operation, worauf ich, in eine Anzahl erwärmter, weicher Tücher und Laken gewickelt, mich auf einen Teppich in der ersten Halle hinlegte, und eine halbe Stunde ruhte. Man fühlt sich unendlich wohl und erleichtert, wenn man aus einem solchen Maurischen Bade kommt; alle Glieder sind gelenkig, und der ganze Körper ist wie neu geboren.

Nach dem Bade besuchte ich, um meinen Tag recht nach Landesfittte zu beschließen, ein Arabisches Kaffeehaus. Eine hohe, mit schönen Marmorsäulen, die aber schmutzig und verfallen aussahen, verzierte Rotunde bildete das einzige Gemach des Hauses, dessen weite Thür sich auf einen kleinen Hof öffnete, mit Marmorfliesen gepflastert, in der Mitte eine kleine Fontaine, um welche Orangebäume in Kübeln standen; dieser Hof bildete in der heißen Jahreszeit einen angenehmen, kühlen Aufenthaltsort. Rings an den Wänden sowol der Rotunde wie des Hofes war eine Menge großer, breiter, rother Polster, die wol an $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch waren, hingelegt. Auf diesen Polstern hockten mit untergeschlagenen Beinen an 20 — 25 Türken, größtentheils schon bejahrtere Männer mit langen, weißen Bärten; aus einer oft 7 — 8 Fuß langen Pfeife mit kleinem rothem Thonkopf, das lange Rohr in der Mitte, wo die Hand es anfaßt, mit schön gesticktem Sammet umzogen, das Mundstück von hellgoldnem Bernstein, blies jeder derselben gut riechende Dampfwolken in kleinen bläulichen Ringeln in die Luft. Es geschah in ganz regelmäßigen, ziemlich langsamen Pausen, und ich machte mir den Spaß, einige Zeit nachzuzählen, in wie viel Secunden ein alter Türke, der mir zunächst saß, den Dampf wieder von sich blies, und fand, daß dies ganz genau sich wiederholte. Einige der Türken spielten mit großen Steinen auf einem Schachbret eine Art Spiel, welches mir viele Aehnlichkeit mit unfrem Damenspiel zu haben schien. Schweigsam wie Statuen saßen sie alle da. Der Französische Officier, mit dem ich dieses Kaffeehaus besuchte, war mit einem Türken dort, einem reichen Viehlieferanten, näher bekannt, und redete ihn auf Arabisch an. Die Antworten waren zwar sehr höflich und angemessen, aber möglichst kurz und abgebrochen.

Als der Officier ihn fragte: „er rauche wol, wie alle seine Landsleute, sehr gern und viel“, antwortete er mit wohlgefälligem Lächeln: „Wachat supsi dochan cheer men mia tülph tachan“ (eine Pfeife Tabak ist besser, wie hunderttausend Schelme), was ein Arabisches Sprichwort ist. Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, nennt der Orientale das Rauchen „schrop dochan“, d. h. Dampf trinken, wie man auch eine Pfeife mit den Worten „hateni schrop“ (gieb mir zu trinken) fordert. Wir forderten aber eine „kenéschel kawa“ (eine Tasse Kaffee), die uns ein kleiner, ziemlich reinlich gekleideter Negerslave brachte. Der Kaffee wird hier ganz dick und ungeklärt, so daß er fast der Chocolate gleicht, ohne Milch und Zucker getrunken. Derselbe ist von eigenthümlichem Aroma und Wohlgeschmack, und man gewöhnt sich leicht daran. Auf Verlangen erhält man übrigens in den Arabischen Kaffeehäusern auch feingestohlenen Kandiszucker zum Kaffee.

Vom Kaffeehaus begaben wir uns in ein anderes Local, wo öffentliche Tänzerinnen eine Art Ball feierten. Der ziemlich große Saal, der schlecht beleuchtet war, hatte ein schmutziges, dürftiges Aussehen. Auf eben solchen Polstern, wie im Kaffeehaus, saßen wol einige 40 — 50 Mauren und Türken, die aber gerade nicht den höchsten Ständen anzugehören schienen, schweigam an den Wänden, ebenfalls gravitatisch den Dampf aus ihren langen Pfeifen blasend. Die Mädchen, ziemlich phantastisch, aber schmutzig und unordentlich angezogen, trugen kurze, vorn offene bunte Jacken mit allerlei blitzenden Ketten und Schnüren behangen oder besetzt, und sehr weite Beinkleider von dünnem Mouffeline, welche nur bis kurz über die Knie reichten. Die Beine und Arme waren nackt, und mit Ketten und Ringen geschmückt, während ein hinter Turban das schwarze, glänzende Haar bedeckte. Blitzende dunkle Augen hatten alle, und einige auch schlanke, graziose Gestalten und regelmäßige, hübsche Züge, während viele abstoßend frech und gemein aussahen. Bei manchen bemerkte ich, daß ihre Nägel glänzend schwarz, die innern Flächen der Hände und Füße aber hellroth gefärbt waren. Die Mädchen führten einzeln nach dem Klange einer schrecklichen, die Ohren zerreisenden Musik ihre Tänze auf, die größtentheils in den indecentesten und unsittlichsten Bewegungen und Gesten bestanden. Bisweilen führten auch zwei Mädchen paarweise die unanständigsten Pantomimen auf, was aber den Türken sehr zu gefallen schien, und häufig ihnen den Ausruf „meleech, meleech“ (gut, gut) entlockte. Hatte eine solche Tänzerin ihren Tanz beendet, so rief sie dann gewöhnlich ein oder der andere Türke zu sich, und steckte ihr zum Zeichen seines Wohlgefallens unter verschiedenen Liebkosungen Geldstücke in den Busen oder in den Mund.

Ermüdet von den vielen neuen Eindrücken des Tages, und nicht allzusehr von dem letzten Schauspiel angezogen, verließ ich den Tanzsalon bald, und mit hochgehobener Laterne, eine Vorrichtung, welche bei den furchtbar schmutzigen Gassen, in die besonders am Abend die verschiedensten Dinge geworfen werden, sehr noth-

wendig ist, leuchtete ein Negerbube mich durch das Labyrinth der engsten Gänge zu meinem Hotel. Als ich den Laden des Fensters meiner Schlafstube öffnete, schimmerte, vom hellen Licht des Mondes beleuchtet, die weiße abgestufte Häusermasse der Stadt mir entgegen, während das mattglänzende Meer den Horizont begrenzte. Noch eine ganze Weile genoß ich diesen eigenthümlichen Anblick, bis ich endlich mein breites Bett, das zum nothwendigen Schutz gegen die Mücken mit einem dichten Muskitoneß umgeben war, aufsuchte, mich zu neuen Anstrengungen, aber auch zu neuen Genüssen des folgenden Tages durch sanften Schlaf zu stärken.

Italien drei Winter nach der Revolution.

II. Rom.

Die steigende Unsicherheit der Landstraße von Neapel über Capua und Terracina nach Rom, und der geringere Zeitaufwand lassen den Reisenden häufig die Seefahrt nach Civitavecchia vorziehen, auf welchem Wege man, wenn nicht besondere Störungen vorkommen, in ungefähr 14 Stunden die alte Hauptstadt der Christenheit erreicht. Wir verließen Neapel am Bord des „Vulcano“ in den Abendstunden, trafen aber dermaßen ungünstiges Wetter, daß wir erst am Nachmittag des darauf folgenden Tages in Civitavecchia landeten. Hier wiederholte sich das unerquickliche Schauspiel der Neapolitanischen Manthinqquisition, und wahrscheinlich ärgerlich darüber, daß ich es vorzog, meinen Koffer öffnen und durchsuchen zu lassen, als mich mit einem blanken Silberstück abzufinden, confiscirte man mir zwei kleine Hefte, die ich mir in Paris zur Reiselectüre gekauft hatte. Jedoch erhielt ich die Zusicherung, dieselben auf Anfrage vom Ministerium des Innern in Rom wieder zurückerstattet zu erhalten. In Folge dieser Verzögerungen erreichten wir in einer schlechten Postkutsche, mit zerschlagenen Gliedern, erst nach Mitternacht, unter dem fürchterlichsten Platzregen das Ziel unsrer Reise. Obgleich das Gepäck in Civitavecchia amtlich plombirt worden war, machte man bei der Ankunft am Stadthor dennoch Miene, uns, trotz der späten Nachtstunde, nach der Dogana zu schicken, — allein es scheint dies nur ein wohlberechneter Kniff gewesen zu sein, uns zu einer Geldabfindung bereitwilliger zu stimmen. Denn nachdem wir nach zähem Unterhandeln dem Zollbeamten 1 Piafter (2 fl. C.-M.) und den habgierig geschäftigen Fachini, für das bloße Abschneiden der plombirten Stricke an unsren Koffern, außerdem ein Paar Franken bezahlt hatten, ließ man uns ungehindert nach dem Hotel de l'Allemagne fahren. Das Volk der Fachini ist hier wo möglich noch mausfehlischer, als in Neapel, und wenn man nicht Alles im Voraus abhandelt, so endet jeder Verkehr mit ihnen in einem ärgerlichen